

Gesina Demes  
Annika Prigge  
ZUM ERSTEN MAL



Gesina Demes  
Annika Prigge



space  
kiwi

Vom Erwachsenwerden, Frausein  
und allen Gefühlen dazwischen



1. Auflage 2026

kiwi space

© 2026, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,  
Bahnhofsvorplatz 1, 50667 Köln

Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne  
des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Covermotiv © Annika Prigge

Emojis unverändert von googlefonts/noto-emoji

(<https://github.com/googlefonts/noto-emoji/>), © 2025

Google Inc. Licensed under the Apache License, Version 17.0

(<http://www.apache.org/licenses/LICENSE-2.0>)

Gesetzt aus der Novel Pro und der Gilroy

Satz Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-01020-6

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[produktsicherheit@kiwi-verlag.de](mailto:produktsicherheit@kiwi-verlag.de)

# INHALT

Prolog 7

13 Pussy

Körper 71

107 Love

Zuhause 175

223 Zukunft

Fühlen 271

309 Extras



# PROLOG

Auf WhatsApp:

Annika, 08:36: »hey engl, hast du kurz zeit zum quatschen?«

Gesina, 08:36: »na klar, ruf einfach durch«

Annika tippt auf den Bildschirm und ruft Gesina an, die sofort beim ersten Klingeln drangeht. Classic.

»Der Arzt aus der Notaufnahme hat gestern Abend noch mal angerufen und sich bei mir entschuldigt«, sagt Annika.

»Okay, weißt du was, ich komme vorbei«, sagt Gesina. »Bin in 25 Minuten bei dir, ja?«

Das ganze Gespräch dauert drei Minuten.

34 Minuten später klingelt es an Annikas Haustür.

»Hallo?«

»Heyyy«, klingt Gesinas Stimme aus der Gegensprechanlage.

Annika öffnet die Tür, geht zurück in die Küche und drückt auf den Knopf der Kaffeemaschine. So wie sie es immer tut, wenn Gesina vorbeischaut.

Zwei Minuten später betritt Gesina schwer atmend den Flur und steckt den Kopf durch die Küchentür.

»Kaffee?«, fragt Annika, obwohl sie die Antwort schon kennt.

»Jaaa, bitte! Ich hab uns auch Kölchen mitgebracht!« Grin-

send zieht sie zwei Dosen Cola Zero aus der Tasche und stellt sie auf dem Küchentisch ab. »Ist zwar erst halb zehn, aber besondere Zeiten erfordern besondere Maßnahmen.«

Gesina nimmt Annika in den Arm. Umarmungen gibt es von ihr nur selten. Eine wirklich besondere Maßnahme.

»Willst du noch mal drüber reden oder wollen wir einfach was glotzen?«

In diesem Buch geht es um genau diese Situationen. Die, in denen man eine Freundin anruft und sie alles stehen und liegen lässt, um für einen da zu sein. Die unscheinbaren Momente aus dem Leben zweier heranwachsender Frauen, die du vielleicht auch schon mal so erlebt hast.

Sie beginnen oft mit den kleinen Fragen – »Wie geht's dir?«, »Hast du kurz Zeit?«, »Soll ich rumkommen?« – und führen meistens zu den großen: »Wer bin ich? Und warum?« Zu Fragen nach Identität, dem eigenen Selbstbild, Liebe und Fragen, die wehtun, nach Selbstzweifel, Wut, Trauer und Angst.

Wir sind Gesina und Annika und schreiben dieses Buch zusammen, um einigen dieser Fragen ein Stück näher zu kommen. Wir sind beide 1,78 Meter groß, kommen aus unspektakulären Vororten Deutschlands, mögen es beide gerne bunt. Wir sind aber auch zwei weiße, normschöne, heterosexuelle Frauen, die sich zwar erhoffen, viele weitere Lebensrealitäten einzufangen, sich aber bewusst sind, dass diese Eigenschaften und Privilegien unsere Erfahrungen enorm geformt haben.

Die Geschichten, die wichtig für dieses Buch sind, finden in ganz unterschiedlichen Altersstufen statt. Gesina schreibt in einem Kapitel zum Beispiel mal über ihr neunjähriges

Ich, das eine Kurzhaarfrisur verpasst bekommt, und warum dieses Gefühl noch heute in ihr steckt. In manchen Kapiteln sind wir also noch Kinder, in anderen mitten in der Pubertät oder Anfang 20. Deshalb wird in manchen Texten gegendert und in anderen nicht. Weil wir damals noch nicht wussten, was das überhaupt ist.

Auch die Situationen, in denen wir uns in jedem Kapitel befinden, sind sehr unterschiedlich: Einmal sitzen wir beide zusammen in der Notaufnahme und singen Chorlieder, dann zofft sich eine von uns mit ihrem Papa im Gran-Canaria-Urlaub, und ein anderes Mal sitzt jemand im Twingo auf dem Weg in ein neues Zuhause.

Unsere jüngeren Versionen wachsen in diesem Buch, werden älter, verfolgen neue Ziele, stolpern, stehen auf und fallen wieder hin. Das tun unsere aktuellen Ichs übrigens immer noch. Dieses Fazit können wir schon mal vorwegnehmen. Auch deshalb ist dieses Buch keine Ratgeberin.

Natürlich haben wir uns im Schreibprozess immer wieder die Frage gestellt, ob es unsere Geschichten braucht. Eine Frage, die sich vermutlich weniger Männer stellen würden. Und doch haben wir uns dazu entschieden, sie aufzuschreiben und zu teilen. Nicht weil sie besonders sind, sondern gerade weil sie es nicht sind.

Wir erzählen sie, weil wir mit ihnen nicht alleine sind, und wir erzählen sie für die, die noch nicht wissen, dass sie damit nicht alleine sind. Weil es Themen und Erfahrungen sind, die wir erst heute mit Ende 20 mit unseren Freundinnen und Freunden besprechen, obwohl wir uns gewünscht hätten, solche Geschichten früher zu hören: zu Hause, in der Schule, in Büchern, in Filmen, in Zeitschriften und Songs.

»Zum ersten Mal« steht für das Aufwachsen als Frau in einer patriarchalen Gesellschaft und für das Netzwerk an Frauen, das es leichter macht, in ihr zu bestehen. Es geht um erste Male, keine Male, letzte Male und darum, dass viele letzte Male auch zum ersten Mal passieren. Es geht ums Frau-Werden, Frausein-Wollen, Frausein-Müssen. Als Freundin, Tochter, Schwester, Schülerin, Studentin, Praktikantin, Chefin, Patientin und so vieles mehr.

Manche Themen sind leicht und andere ziemlich schwer, weil wir versuchen, über das echte Leben zu schreiben, und weil das, worüber wir schreiben, vor allem FLINTA\*-Personen\* betrifft. Es geht um Flirts, Nebenjobs und Umzüge, aber auch um starke Ängste, Übergriffigkeiten, Essstörung und Panikattacken. Die Texte, die diese schwierigen Themen beinhalten, sind gekennzeichnet. Wenn es dir mit manchen davon nicht gut geht, dann lies die jeweiligen Kapitel nicht oder nicht alleine.

Für viele der Momente, über die wir in diesem Buch schreiben, haben wir uns im Laufe unseres Lebens schon geschämt und tun es manchmal auch heute noch ein bisschen. Vor allem, weil es uns gesellschaftlich so beigebracht wurde. Es sind Dinge, die wir uns früher hinter vorgehaltener Hand erzählt oder hinter verschlossenen Türen ins Ohr geflüstert haben. In diesem Buch schreien wir sie heraus.

Was wir im Prozess des Buchschreibens und auch schon davor gelernt haben, ist, dass die Scham kleiner wird, wenn

\* FLINTA\* ist ein Sammelbegriff für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nicht binäre, trans\* und agender Personen. Das Sternchen (\*) am Ende deutet an, dass auch andere nicht cis-männliche Geschlechteridentitäten eingeschlossen sind.

man sie mit Menschen teilt, denen man vertraut. Wir vertrauen euch, dass ihr behutsam mit unseren Geschichten umgeht, und hoffen, dass sie euch vielleicht auch einen Teil eurer Scham nehmen.

Weil es in diesem Buch nicht nur um uns geht, sondern auch um die Menschen um uns herum, haben wir manche Erlebnisse leicht abgewandelt. Wir wollen damit die Privatsphäre anderer wahren und manchmal auch uns selbst schützen. Außerdem basieren die Geschichten auf unseren subjektiven Erinnerungen. Zum Beispiel weiß Gesina nicht mehr ganz genau, ob an Omas und Opas Geburtstagsfeier wirklich eine Erdbeer- oder Stachelbeertorte serviert wurde, und Annika erinnert sich nicht mehr, welches Muster die Unterhose hatte, die sie das erste Mal vollblutete. Trotzdem wollten wir von diesen Momenten erzählen und haben versucht, uns so nah wie möglich an die Realität heranzuschreiben.

Manche Erinnerungen haben wir bewusst angepasst, obwohl sie sich in unser Gedächtnis eingebrannt haben und erzählt werden wollen, aber nicht in ihrem Detail erzählt werden können. (Fick dich, Thomas!) Wir bauen Bilder, um die Atmosphäre und den Zeitgeist der früheren Erinnerungen besser zu treffen. Die Gefühle, die wir transportieren wollen, bleiben aber wahrhaftig.

Wenn man 320 Seiten über das eigene Erwachsenwerden schreibt, dann fällt es schwer, die Quintessenz dieser Seiten auf den Punkt zu bringen. Weil es noch so viel mehr zu sagen gibt und unsere Leben nach diesem Buch weitergehen. Aber eine kluge Freundin und die erste Leserin von »Zum ersten

Mal« schrieb uns Folgendes und sagte damit alles, was uns wichtig ist:

»Für mich ist es vor allem ein Buch über Freundschaft und über das Heranwachsen. Es geht darum, dass wir alle unsere individuellen Erfahrungen haben und diese aber meistens doch universell sind in der Gesellschaft, in der wir leben, in der Gesellschaft, in der wir Frauen sind.«

Auch sie hätte dieses Buch schreiben können. Und du vielleicht auch.

**PUSSY**



# BLEEDING PUSSY

Annika (12) – Auf Klo in Raisdorf, Schleswig-Holstein

Mein Wecker klingelt. Es ist 6:15 Uhr. Um 6:55 Uhr muss ich das Haus verlassen, um den Schulbus um 7:12 Uhr zu bekommen. Ich wache mit Bauchschmerzen und einem noch nie gefühlten unangenehmen Ziehen in meinem Unterleib auf. Intuitiv husche ich auf die Toilette, ziehe meine Schlafanzughose runter, setze mich auf die kalte Klobrille. Ich schaue in meine Unterhose und schreie.

Mit Schreien meine ich einen Angstschrei, wie er im Buche steht. Aus voller Inbrunst. 10/10 Angst. So laut, wie ich vielleicht schreien würde, wenn auf der Straße ein Auto auf mich zurasen würde und ich nicht mehr ausweichen könnte. Ein Schrei um Leben und Tod.

»Ahhhhhhhhhh«, schreie ich.

Mama, die wie jeden Morgen in der Küche steht und Kaffee kocht, rennt durch unseren schmalen Flur Richtung Badezimmer und reißt die Tür auf.

»Mausi? Ist alles ok?«

Sie schaut mich an, dann auf das Blutbad in meiner Unterhose.

Ich heule, bin hysterisch. Mein erster Gedanke ist, dass ich gleich sterbe. Dass ich gerade verblute. Und dann kracht die Realität über mich hinein.

Fuck, ich bin jetzt kein Mädchen mehr. Oder?

In meiner Baumwollunterhose mit Blumenmuster schreit der Riesenblutfleck jetzt zurück. Die Blumenwiese in meinem Slip gleicht einem Schlachtfeld. Auch mein kariertes Pyjama ist voller Blut. Dazu kommen noch große Tränen, die von meinem Gesicht auf meine Unterhose tropfen. Salzwasser vermischt sich mit dem Blut, das fast schon aussieht wie Kunstblut. Als würde es gar nicht aus meinem Körper kommen, sondern als hätte eine Maskenbildnerin beim Theater den Auftrag gehabt, den perfekten Tatort zwischen meine Oberschenkel zu schminken. Das Rot ist eigentlich ganz schön. Hellrot. Wie das einer perfekten Erdbeere. Kein Wunder, dass die Periode auch Erdbeerwoche genannt wird, denke ich in dem Moment, in dem ich den Fleck genauer anschau.

Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß, ist, dass sich das ändern wird. Sowohl wie ich meine Menstruation nenne als auch, wie sie aussieht und sich anfühlt. Ich weiß da noch nicht, dass Periodenblut manchmal klebt wie schwarzer Teer und manchmal klumpt. Dass es manchmal tiefdunkelrot und dickfösig wie Acrylfarbe ist und manchmal bräunlich. Manchmal stinkt es, vor allem wenn keine saubere Toilette in der Nähe ist, um den Tampon, die Binde oder den Cup rechtzeitig zu wechseln. Ich werde die ersten paar Jahre probieren, meine Periode gar nicht zu erwähnen oder höchstens nur mit Wörtern zu umschreiben, die so tun, als würde mein Körper nicht monatlich probieren, neues Leben zu schaffen, um die Abfallprodukte, wenn das mit dem Lebenschaffen nicht klappt, wieder auszuscheiden. Ich spreche lange so darüber, als wären es keine monatlichen Blutungen, sondern ein unpersönlicher Buchtitel: »Die Tage – von Annika Prigge«. Oder

wie eine Rubrik im ZEIT Wochenmarkt Magazin: »Die Erdbeerwoche – 99 Rezepte mit der Allrounder-Beere«. Und erst viele Jahre später werde ich, ohne mit der Wimper zu zucken, einem Chef sagen: »Ich kann heute nicht. Ich menstruiere gerade.« Ich werde Menstruation sagen. Weil es das Phänomen, das mein Körper produziert, am besten erklärt.

Aber in dem Moment, in dem ich auf dem Klo hocke und immer noch in meine blutverschmierte Unterhose starre, weiß ich das alles noch nicht.

Mama hockt sich zu mir und streichelt mir übers Bein.

»So, du ziehst jetzt mal die Hose aus. Das bekommen wir wieder sauber, ist gar kein Problem. Und dann kannst du dich abduschen.«

Ich hebe meine rechte Pobacke an und schaue an meinem flachen Kinderkörper vorbei in die Toilette. Auch in der Keramik ist eine große Blutlache.

»Ist das ab jetzt immer so, Mama?«

Meine Mutter schüttelt den Kopf.

»Nein, mein Schatz. Das ist jetzt einfach ganz viel bei dir beim ersten Mal, war bei mir auch so. Und dann pendelt sich das ein.«

Hoffentlich hat sie recht, denke ich. Ich wische mich mit Klopapier einigermaßen ab, werfe das Papier in die Blutlache und spüle diese Bürde runter bis in die Kanalisation. Insgeheim weiß ich, dass für mich eine neue Zeitrechnung beginnt, für die ich eigentlich noch nicht ready bin. Meine vollgebluteten Sachen drücke ich beschämt meiner Mutter in die Hand, stelle mich in die Badewanne, ziehe den Duschvorhang zu und sehe, dass auch an meinen Oberschenkeln angetrocknete rote Blutstreifen kleben. Unter der Dusche lasse ich lange heißes Wasser über meinen Bauch und mei-

nen Schritt laufen. Mama steht immer noch im Bad und wäscht mit kaltem Wasser im Waschbecken meine Unterhose aus. Nach der Dusche steige ich in einen frischen Slip.

»Willst du probieren, einen Tampon zu benutzen oder eine Binde?«, fragt mich meine Mutter.

Bei dem Gedanken an den Tampon krampft sich mein Unterleib zusammen.

»Ich hab irgendwie Angst vor dem Tampon, Mama.«

»Du kannst es ja mal ausprobieren. Ist gar kein Hexenwerk. Wichtig ist, dass deine Hände sauber sind.« Meine Mutter wickelt vor meinen Augen einen Tampon aus seiner Plastikverpackung und zieht zweimal fest am blauen Bändchen. »Ich teste immer, ob das Bändchen fest am Tampon dran ist, weil ohne Bändchen ist das eine ziemlich fummelige Angelegenheit, den wieder rauszuholen.« Dann zeigt sie mir, in welcher Position man den Tampon am besten einführen kann.

Der Gedanke macht mir Angst und ich probiere, ihn schnell wieder zu vergessen. Eigentlich haben wir auch schon genau darüber gesprochen, was ich machen muss, sobald der Ernstfall eintrifft, aber irgendwie überwältigt mich der Gedanke jetzt. Mama überreicht mir den Tampon und verlässt das Badezimmer. Ich halte den Fremdkörper skeptisch zwischen meinem linken Daumen und dem Zeigefinger fest. Ich gehe in die Hocke und probiere mit der weißen festen Watte das Loch zu finden. Als wäre ich ein Schiff mit einem Leck an Bord und müsste das Loch erst mal fixen, damit ich wieder auf die hohe See schippeln kann. Nach einigen Augenblicken finde ich das Leck und probiere, den Tampon einzuführen. Ich drücke und schiebe, aber komme nicht weiter.

Fuck, warum ist das so schwer? Das klang viel einfacher. Nach mehreren erfolglosen Versuchen höre ich auf. Panik

steigt in mir hoch. Ist irgendwas mit mir falsch? Bin ich kaputt? Fragen, die ich mir die nächsten Jahre immer wieder stellen werde. Heimlich und mit so viel Scham, dass es mir schon peinlich ist, überhaupt darüber nachzudenken, was mit mir da unten »kaputt« sein könnte. Aber in diesem Moment, mit zwölf Jahren, verdränge ich das Schamgefühl, schmeiße frustriert den Tampon in den Mülleimer. Ich klebe eine von Mamas Binden in meine frische Unterhose und gehe ins Wohnzimmer. Fühlt sich an wie eine Windel, denke ich.

Meine Mama schaut mit einem Pott Kaffee in der Hand das ZDF-Morgenmagazin. Sie dreht den Fernseher leiser, schaut mich an und sagt:

»Weißt du was? Ich finde, du bleibst heute zu Hause und wir machen es uns hier gemütlich.«

Der 7:12-Uhr-Bus fährt an diesem Tag ohne mich los.

Der Tag der allerersten Blutung heißt Menarche. Irgendwie ein saukomischer Name, kein Wunder, dass den niemand kennt. Klingt eher nach einem Königreich in einem Young-Adult-Fantasy-Roman oder nach einer Zutat in einem Ottolenghi-Kochbuch, die man eh nie in der Küche hat.

Noch Jahre später erinnere ich mich an diesen Tag: im Schlafanzug, mit Aufbackbrezeln, Kaffee und Mama auf dem Sofa liegen und den ganzen Tag glotzen. Erst Gilmore Girls, dann einen britischen Krimi und irgendeine DVD. Wahrscheinlich ein Film mit Julia Roberts. Und alle halbe Stunde auf die Toilette und checken, ob ich gerade verblute. Binden wechseln und zurück auf das Sofa, wo mir nichts passieren kann. Wo ich noch Mädchen bin und keine Frau. Weil man das auch nicht auf einmal wird.

Gesina (14) – Einnässen in Eastbourne, England

Mit einer 11 von 10 auf der Aufgeregtheitsskala betrete ich die Fähre in meiner etwas zu engen Röhrenjeans. Endlich ist es so weit. Monatelang habe ich in meinem Kinderbett die Stunden vor dem Einschlafen damit verbracht, mir vorzustellen, wie ich mich auf der ersten großen Klassenfahrt nach England wohl in einen heißen, etwas älteren Briten – nennen wir ihn Harry (so wie Harry Styles oder auch the royal Harry oder einfach halt another Harry) – verliebe und einfach dort bleibe. Ganz weit weg von zu Hause, eine Überraschung für alle. Der schöne Engländer verliebt sich in die pummelige, kurzhaarige, unscheinbare, aber laute deutsche Kartoffel aus dem Münsterland – mich. Nicht in die schöne Lara, die sportliche Bella oder die schlaue Sonja. In mich, die sich mit keinem dieser drei Adjektive schmücken kann. Ich war vor allem die witzige Sina.

In meinen Fantasien hatte ich mir die Überquerung eines Ozeans irgendwie romantischer ausgemalt. Irgendwie mehr Rose und Jack, mehr strahlender Sonnenschein und Haare, die im Wind wehen. Stattdessen kauert die Hälfte der nach Schweiß stinkenden 8c, zu der ich gehöre, auf ihrer Reisetasche im stickigen Innenraum der Fähre und futtert die letzten Reste aus ihren von ihren Mamas präparierten Tupperboxen. Die andere Hälfte, also die MädelsZZZ, stehen draußen auf dem Deck und warten im Nieselregen sehnsüchtig auf die weißen Klippen von Dover, damit sie mit ihren Digicams den PERFECTEN SHOT für SchülerVZ schießen können.

Die anderen Mädels wissen nicht, dass es für mich ein be-

sonders wichtiges Foto ist. Das Foto, was ich später Harrys und meinen Kindern zeigen würde, wenn ich ihnen erzähle, wie ich ihren Vater zum ersten Mal traf.

Nach insgesamt acht Stunden Busfahrt inklusive 100 Minuten auf der Fähre setze ich den ersten Schritt auf englischen Boden. So erwachsen fühle ich mich selten. Wir sind in Eastbourne, einer Küstenstadt ca. 2,5 Stunden entfernt von London. Es ist meine erste Reise in ein Land, in dem ich mit Deutsch nicht weit komme – die Mallorca-Reise mit Oma und Opa vor fünf Jahren, als wir den Holiday Club aufgrund eines Mixes aus Gemütlichkeit und Magen-Darm quasi nicht verlassen haben, zählt nicht.

Die 8c versammelt sich noch ein letztes Mal vorm Bus, bekommt letzte Instruktionen zu den wichtigsten Verhaltensregeln und zum morgigen Treffpunkt und wartet darauf, bis Herr Kamps und Frau Sommer-Hünting sie in die Freiheit (also zu den Gastfamilien) entlassen. Auch wenn die Anweisungen lauteten, »auf direktem Wege« zur jeweiligen Adresse zu laufen, gönnen wir uns noch einen Pit-Stop im erstbesten Supermarkt, um unser spärliches Taschengeld für fettige Snacks auszugeben. Meine ersten Pounds fließen in eine Tüte Chips, nein, CRISPS (false friend!), mit Salt-&-Vinegar-Geschmack, die ich direkt öffne, als wir den Laden verlassen. Aus der halb gefüllten Mogeltüte steigt mir ein saurer Geruch in die Nase und ich frage mich, if that must be the taste of freedom, independence and adulthood.

Wir kommen etwas verspätet bei unserer Gastfamilie an, die uns besonders warm und herzlich begrüßt:

»Hiiii, we are John and Catherine, welcome to our little castle that we call home.«

Stolz antworte ich für mich und die anderen beiden Mädchen, die John und Catherine zugeteilt worden sind:

»Hello, we are Sina, Lea and also Katharina but with an ›a‹.«  
Ich zeige nacheinander auf uns. »And we are happy to be in Great Britain. Thank you for your hospitality.«

»You're very welcome«, sagt John. »How was your trip? You must be starving! We've prepared a little snack for you in the dining room, you can leave your luggage in the hallway for now.«

Wir werden direkt zum Zentrum des kleinen Schlosses geleitet, das ca. zwölf Quadratmeter große Wohnzimmer, in dem der Tisch schon für uns gedeckt ist. Es gibt Toast.

Nach dem schnellen Snack tragen wir unsere Koffer die enge Treppe hoch in die erste Etage und betreten unser Zimmerchen. Lea, Kathi und ich streiten uns darum, wer im Hochbett oben schlafen darf und wer das zusätzliche Kinderbett bekommt. Ich gehe mit einem hart erkämpften Sieg aus der Diskussion und erklimme die Leiter mit einem zufriedenen Lächeln.

Heute mit 30 hätte ich wohl alles dafür getan, unten zu schlafen. Aus Angst, von oben aus dem Bett zu fallen, und weil der Weg zum Klo schneller ist. Aber in meinem jugendlichen Kopf, mit 14, gab's diese strategischen Gedanken nicht. Da gab es nur den Fakt, näher an den Sternen zu sein, und das Abenteuer, dass man ja vielleicht von oben aus dem Bett fallen könnte.

462,65 Kilometer Luftlinie entfernt von all meinen vorpubertären Sorgen und Verantwortungen geht es mir wunderbar. Meine Gedanken schweiften über den Ozean zu mir nach Hause. In den nächsten fünf Tagen muss ich mich weder einmal die Woche zum Handballtraining schleppen, weil Papa

denkt, dass Teamsport den Charakter stärkt, noch muss ich mir die Mühe machen, ihm zu verklickern, dass ich die Hausaufgaben schon erledigt hab, nur um sie am nächsten Tag fünf Minuten vor dem Unterricht bei Tamara abzuschreiben (und mich mit »Nächstes Schokokrossong geht auf mich!!« bei ihr dafür zu bedanken). Die nächsten fünf Tage muss ich mich nur treiben lassen. Go with the flow ... of Herr Kamps und Frau Sommer-Hünting.

Es ist das gleiche Gefühl von Freiheit, wie man es in den sechswöchigen Sommerferien hat, nur dass ja eigentlich gerade Schulzeit ist. Ein ähnliches Gefühl habe ich heute im Erwachsenenleben bei Teambuilding-Tagen während der Arbeitszeit, bei denen man quasi fürs Spaßhaben bezahlt wird, was sich wiederum fast so anfühlt, als hätte man den Kapitalismus ausgetrickst, während er sich ins Fäustchen lacht.

Geschlaucht von der Reise, aber mit der Energie von drei aufgekratzten Teenagermädchen quatschen und kichern wir bis tief in die Nacht, because we can! Gegen drei Uhr nachts in Deutschland und zwei Uhr vor Ort finde ich langsam aber sicher die richtige Position auf meiner durchgelegenen Matratze und gehe friedlich ins Land der Teenagerträume über. Hach.

Kathis (freudiges?) Kreischen reißt mich aus meiner Tiefschlafphase. Es ist vier Uhr morgens und ich muss ein paar mal blinzeln, bis ich weiß, wo ich bin. Ich lehne mich über die Reling meines Bettes und sehe nur noch Kathis Schatten, der aus dem Zimmer zischt in Richtung Bad. Lea und ich schauen uns verwirrt an. Dann lege ich mich wieder hin und drehe mich und die Decke noch mal um. Ich lieb' die kühle Seite.

Nach zwanzig Minuten kommt Kathi zurück ins Zimmer und wir sind uns sicher, dass sie gerade das größte Geschäft des Vereinigten Königreichs erledigt haben muss. Ich habe damals schon Fäkalhumor geliebt. Also nicht vor den Jungs, denn die glauben ja, dass da unten bei uns Mädels Feenstaub rauskommt. Wie dumm die sind. Beim Reinkommen macht Kathi das Licht an. Ihr Gesichtsausdruck und ihre frisch gewaschenen Haare verraten uns, dass etwas anderes passiert sein muss. Hat sie sich vielleicht eingenässt? Das ist letztes Jahr im Ferienlager auch einer 13-Jährigen passiert.

Halb stolz, halb beschämt schaut sie uns an, zieht 'ne Schnute, aus der die folgenden Worte kommen: »Ich bin dann wohl jetzt auch 'ne Frau!«

Ich brauche eine Sekunde, um zu verstehen, was sie damit meint. Sie hat sich also wirklich eingenässt. Aber auf die Art und Weise, auf die ich schon seit zwei Jahren hinfieber.

Sie kichert, Lea kichert, ich kichere, und wir alle kichern im Kanon.

Lea zwinkert ihr zu und sagt: »Willkommen im Club!«

Ich sage: »Wow! Glückwunsch! Cool!!!!« – oder irgend-etwas Ähnliches mit vielen Ausrufezeichen. In meinem Kopf und in meinem Bauch und in meiner Gebärmutter (die bisher keinen Mucks von sich gegeben hat) stehen aber nur Fragezeichen. Viele Fragezeichen. Bin ich keine Frau??? Werde ich jemals eine??? So wird das auf keinen Fall was mit Harry.

»Hast du 'ne Binde für mich, Lea?«

Lea erklärt Kathi, dass ihre Mutter kein Fan von Binden ist und deswegen nur Tampons benutzt, was sie erst total eklig fand, aber schnell gecheckt hat, wie praktisch die Dinger sind. »Und mit den Minis von Always ist das auch gar nicht so

schwer. Aber auf jeden Fall die Markenprodukte nehmen. Die Billo-Dinger sind nichts.«

Sie quatschen weiter, aufgeregt, über etwas, zu dem ich nichts beitragen kann, und ich merke, wie sich meine Gedanken, die doch vor fünf Stunden noch im siebten Himmel waren, im Kreis drehen. »Ich bin keine Frau. Ich gehöre nicht dazu. Ich bin anders«, denke ich.

In der 8c bluten nun fast alle außer mir. Sie haben auch schon fast alle Brüste, die sie mit Bustiers mit Snoopy-Print von Ernstings Family fest an ihren Körper schnallen. Das Einzige, was sich an meinem Körper erhebt, ist das, was meine Mutter immer noch liebevoll »Babyspeck« nennt.

»Das verwächst sich auch noch, meine Süße«, sagt sie mir das dritte Jahr in Folge.

Und als ich dort mit 14 in der oberen Etage meines Bettes liege und von Unabhängigkeit träume, merke ich, dass mein wahrer Traum eigentlich das Gegenteil ist: dazugehören.

Gesina (30) – Hose runterlassen auf Annikas Klo

**HEUTE** Ich renne mit einer leichten Vorahnung und einer unangenehmen Nässe im Schlüpfer aufs Klo in Annikas Bude. Annikas Klo ist sehr besucher:innenfreundlich. Es ist durch zwei Türen getrennt vom restlichen Geschehen, hat ein Fenster, immer genug Papier und an der Tür hängen Fotos, Poster & kleine Sprüche. Genug, damit man sich nicht langweilt, wenn's mal ein bisschen dauert. Ich schließe beide Türen hinter mir, atme einmal durch und ziehe die Hose ganz behutsam runter.

Ich gebe ein resigniertes »Hmpf« von mir. Irgendwie

schaffe ich es trotz wahnsinnig regelmäßigem Zyklus nur wirklich selten, meine Hosen unversehrt zu lassen. Ich bin aber auch ein bisschen stolz, weil ich das »große Malheur« aka das »ultimative Reinbluten« so grade noch mal abwenden konnte. Als ich mir meinen Schlüpfer genauer anschau, finde ich nur ein bisschen Altblut in ihm. Nichts daneben. Wär auch echt blöd gewesen. Ich trage heute nämlich eine von Annikas Lieblingshosen.

Beim genauen Inspizieren der getrockneten braunen Flüssigkeit schweifen meine Gedanken ab und kommen in einen fast meditativen Zustand, indem ich versuche zu errechnen, wie viele Textilien ich schon mit kaltem Wasser und Gallseife behandeln musste. Nach 16 Jahren, in denen ich jetzt in regelmäßigen Abständen von 28 Tagen blute, macht das ...  $16 \times 365 = 5\,696$  und  $5\,696 \div 28 \approx 203,4$ .

203,4-mal bluten, seit ich existiere. 203,4 befleckte Kleidungsstücke, wenn man davon ausgeht, dass nur eines pro Periode unter meinem Leichtsinn leiden musste. Aber es bleibt selten bei einem. Na ja. Es sind jedenfalls viele.

Obwohl ich eben noch recht beschwingt war, sitze ich jetzt auf der Schüssel und merke, wie sich in meinem Bauch eine Wut neben meinem eh schon wütenden Uterus aufbaut. Ich denke an all die Krämpfe und Kämpfe, die ich jeden Monat bestreiten muss:

203,4-mal komplettes Knock-out mit Wärmflasche im Bett  
203,4-mal Buscopan+  
203,4-mal kurz das ganze Leben infrage stellen  
203,4-mal Aufraffen trotz Schmerz

203,4-mal denken, dass es vorbei ist, und dann noch mal überrascht werden

---

Viel zu viele Tage mit viel zu vielen Schmerzen, die mich viel zu viel Geld gekostet haben.

Eine Statistik aus dem Jahr 2021 zeigt, dass Menstruierende durchschnittlich 6816 Euro für Periodenprodukte in ihrem Leben ausgeben. Der größte Kostenfaktor sind dabei, neben Hygieneartikeln und Schmerzmitteln, Verhütungsmittel. Als mir diese Ungerechtigkeit zum ersten Mal klar wird, habe ich mich daran erinnert, dass eigentlich nie ein Mann, mit dem ich geschlafen habe, sich je freiwillig und proaktiv an Kosten, die für mich angefallen sind, beteiligt hat. Wenn einige davon sich aber doch etwas auf ihre Kappe schreiben dürfen, dann wäre es wohl, dass sie die Scham um meine Periode verstärkt haben. Denn sie waren keine »echten Piraten«, die auch mal »ins rote Meer stechen«. Sie gaben mir eher das Gefühl, mich für etwas Unvermeidliches entschuldigen zu müssen. Immerhin bezahlten sie die Kondome. Hach, wie dankbar ich ihnen doch sein sollte.

Aber ist es wirklich unvermeidlich, dass man seine Periode hat?, fragte ich mich. Meine Gedanken kreisten viele Jahre ums »Pille durchnehmen« und »Hormonspirale einsetzen«, weil die Blutungen dadurch wohl schwächer und kürzer werden sollten. Viele meiner Freundinnen machten das so. Aber würde ich es tun, um mir das Leben zu erleichtern oder um irgendwelchen Typen besser zu gefallen, die sagen, man könne jetzt auch ohne, das würde sich ja eh besser anfühlen. Außerdem kam mir, wenn ich ganz ehrlich zu mir war, die »Ich habe grad meine Tage, sorry«-Ausrede meistens auch

ganz recht. Aber wofür brauchte ich überhaupt eine Ausrede?

Ich schrecke hoch aus meiner Gedankenspirale, immer noch starre ich auf das Blut. Mein Blick schweift durch das Zwei-Quadratmeter-Zimmerchen und entscheidet sich, dem Badezimmer leider einen Punkt Abzug zu geben: Es gibt keine Tampons. Aber das ist auch nur eine weitere Herausforderung der modernen menstruierenden Person, für die sie evolutionsbedingt schon einige Strategien entwickeln musste.

Ich rolle mir ein ordentliches Stück Klopapier um die Hand und lege das Binden-ähnliche Meisterwerk gekonnt in mein Höschen. Das sollte für die ersten Tropfen ausreichen. Eine gute Freundin hat mir mal den Klopapier-Tampon-Trick gezeigt. Bei dem faltet man zwei Stücke Klopapier, legt sie aufeinander, verdreht sie dann mehrmals um ihre eigene Achse, knickt den gedrehten Stengel einmal in der Mitte, verdreht die beiden Enden noch mal umeinander und ... zack: Tampon. Ein bisschen wie Origami. Diese Notlösung endet häufig in einem ziemlichen Gefriemel, wenn das Ding seinen Weg nach draußen finden muss, und ist daher NICHT EMPFEHLENSWERT. Vielleicht sogar ungesund? Aber viel schlimmer wäre der gesellschaftliche Ruin, wenn jemand dich auf den Fleck in der Hose anspricht (wie Samuel Gesina im Chemieunterricht in der 10. Klasse – never forget).

Ich komme zurück ins Wohnzimmer mit den Worten:

»Schatz, blutest du auch schon? Und hast du vielleicht einen Tampon für mich?«

Annika und ich sind nämlich Blutsschwestern. Also wir bluten synchron.

»Glaub nicht, sorry! Aber 'nen Periodenunterhöschen könnt ich dir anbieten?«

»Findest du nicht eklig, wenn ich ...«

»Mein Kleiderschrank ist dein Kleiderschrank. Das gilt für Pullis sowie Unterhosen, die nach 'ner 40-Grad-Wäsche wieder genauso frei von jeglichen Gebärmuttereschleimhäuten sind wie vorher«, sagt Annika mit einem warmen Grinsen. Ich grinse beschämt zurück, weil ich genau weiß, dass Annika ein kleines Stück meiner noch immer heilenden Wunde verarztet.

Eine Wunde, die mir nicht jemand Bestimmtes, sondern gleich ein ganzes System verpasst hat: Eine Frau hat rein zu sein. Eine Frau stinkt nicht. Eine Frau blutet zwar, aber redet nicht drüber. Eine Frau blutet zwar, aber hinterlässt keine Spuren. Am besten blutet eine Frau gar nicht. Ein Gesetz, das zwar nie niedergeschrieben wurde, sich aber trotzdem so anfühlt, als hätte es mir jemand auf den Hippocampus (das Ding im Gehirn, wo das Gedächtnis liegt) tätowiert.

Wenn dieses Gesetz irgendwann mal offiziell in Kraft treten würde, wäre Gesina schon 203,4-mal schuldig gesprochen worden. Denn wenn Gesina blutet, hinterlässt sie Spuren. Genau genommen hinterlässt sie immer dann welche, wenn etwas aus ihr rausfließt. Man kann sich diese Spuren vorstellen wie eine kleine Kolonie, die beschließt, sich irgendwo neu anzusiedeln. Dieses »Irgendwo« befindet sich in Gesinas Kleiderschrank auf dem Kontinent »Gesinas Unterhosen«. Da lässt sich die Kolonie namens »Menstruationsblut« so lange nieder, bis sie in die Raumsonde »Waschmaschine« verfrachtet wird. Aber die Kolonie lässt sich nicht so leicht wegzentrifugieren. Für das ungeschulte Auge ist sie zwar erst mal verschwunden, aber nach geraumer Zeit wird

auch dem Laien auffallen, dass sie kleine Fußabdrücke in Form von Löchern oder Verfärbungen hinterlassen hat. Und der Fakt, dass Gesina diese einfache Wahrheit anhand dieser niedlichen, kleinen Geschichte erzählen muss, zeigt, wie groß die Scham noch heute in ihr verankert ist. Ein Gefühl, mit dem die menstruierende Person nicht auf die Welt gekommen, sondern ein Gefühl, in das sie hineingewachsen ist.

Also hier noch mal kurz gesagt, und so, dass alle es verstehen: Meine Unterhosen wurden vollgeblutet und haben Löcher und Verfärbungen. So einfach. Schuldig im Sinne der unausgesprochenen Anklage.

»Danke«, sage ich zu Annika.

Und in diesem einen Wort steckt mehr als nur »Danke, dass ich in deine Periodenunterhose menstruieren darf«. In diesem Danke steckt ein: Danke, dass du mich siehst. Danke, dass ich im wahrsten Sinne des Wortes vor dir meine vollgebluteten Hosen runterlassen darf. Danke, dass wir gemeinsam daran arbeiten, gelernte Gefühle zu verlernen. Zu verlernen, dass wir sauber, funktionsfähig, schmerzfrei und leise sein müssen. Zu verlernen, dass wir unsere Fragen nicht stellen dürfen, weil wir Angst haben, nicht normal zu sein. Zu verlernen, dass Periode privat und Ausfluss abstoßend ist. Stattdessen lernen wir, zusammen zu verstehen, WIE KRASS UNSER KÖRPER IST. Denn wie hieß es noch mal in dem Spruch auf Annikas Toilettentür? »Anything they do, we can do bleeding.«

# FEUCHTE PUSSY

Gesina (15) – Im Zelt auf Rügen

Es ist der 11. August 2009 und ich liege gelangweilt auf meiner Isomatte im Zelt auf dem Regenbogen-Campingplatz auf Rügen. Abgesehen von einem Urlaub in Bayern fährt Papa jedes Jahr in den Sommerferien mit uns für fast zwei Wochen auf die größte deutsche Insel in der Ostsee. Der Sommer dieses Jahr ist im ganzen Land ziemlich durchgewachsen gewesen, aber hier auf der Insel scheint die Sonne. Rügen steht ja nicht umsonst auf Platz 3 der sonnenreichsten Orte Deutschlands. Ja, ja, Freiburg, mach dich mal locker, wir haben's gecheckt, du bist sonnig.

Papa und Luca sind schon mal vorgegangen zum Strand. Wir liegen meistens im Strandabschnitt 18 oder 19, dem Hundestrand, was uns aber nicht wirklich stört. Ein Strandabschnitt weiter befindet sich der »textilfreie Bereich«, den Papa auch manchmal nutzt, wofür ich mich dann total schäme. Meistens vergrabe ich meinen Kopf dann in einer Zeitschrift und schaue erst wieder auf, wenn Papa das Wasser erreicht hat. Nach seiner Rückkehr sitze ich mit verschränkten Armen und zerkrautschtem Gesicht da und meckere vor mich hin. Er sagt dann immer so was wie: »Im Osten sind alle etwas entspannter« oder »Na, dir guckt schon niemand was weg!«, aber ich will das nicht hören, nicht sehen und vor allem nicht GESEHEN WERDEN.

Um mir diese Diskussion zu ersparen, liege ich hier also allein im stickigen Zelt, das zwischen 10 und 12 besonders heiß wird, weil es dann nicht mehr im Schatten steht. Papa ist ein strategischer Zeltbauer, er ist schließlich Maurer und weiß immer ganz genau, wie man etwas, worin man wohnt, richtig platziert, damit es morgens noch schön kühl ist. Das Problem ist bloß, dass mein Morgen im Urlaub erst um 11 beginnt. Wofür sind Ferien sonst da? Aber in so einem Drei-Personen-Zelt beginnt der Tag dann, wenn der Erste (bewusst nicht gegendert) das Zelt verlässt.

Aktuell ist es also 11:14 Uhr, im Zelt sind es gefühlte 35 Grad und ich schwitze ein bisschen, obwohl ich schon provisorisch in meinen Bikini geschlüpft bin. Der Tag hat grad erst angefangen und ich schlafe vor Langeweile fast wieder ein. Sommerferien sind für mich genau das: ein schwitziger Mix aus Langeweile, absoluter Freiheit und Angst, dass sie wieder enden. Ich greife nach links und suche mein Handy zwischen den Schlafsäcken, Matten und Kleidern, um zu schauen, ob ich neue Nachrichten auf meinem Sony Ericson W200i habe.

Ich bin gestern 15 geworden und habe natürlich nur eine Handvoll SMS mit Glückwünschen bekommen. Meine Cousine, meine Mama, meine beste Freundin Lotte, ein oder zwei Mädels vom Handball, aber das war's dann auch schon. Ach ja, und noch eine von Aldi Talk, die mir mitteilt, dass meine Flat morgen ausläuft. Ich lege das Handy wieder zur Seite und starre die 30 cm entfernte Zeltdecke aus Polyester, Nylon und Baumwolle an und überlege, wie mein Tag weitergehen könnte.

Neben mir liegen ein Buch und eine Zeitschrift. »Die Tribute von Panem« habe ich innerhalb von zwei Tagen verschlungen. Vielleicht sollte ich das noch mal lesen? Hmmm,

nee. Meine innere Katniss Everdeen sehnt sich nach einem neuen Abenteuer. Ich entscheide mich für die »Bravo«. Auf dem Cover lacht mir Taylor Lautner entgegen und das kommt mir ganz recht. Er trägt ein enges blaues Shirt mit rundem Halsausschnitt, durch das man ganz fabelhaft seine Muskelpracht erahnen kann. Ein strahlendes Lächeln dazu. Ultrasüß. Ich blättere durch die Seiten, um den neuesten Klatsch aus Hollywood in mich aufzusaugen, bis ich zu dem Teil komme, der meinem Körper immer wieder ganz ungewollt eine Reaktion entlockt: Dr. Sommer.

Die Blutgefäße weiten sich, mein Kopf wird rot. Die Schweißdrüsen sind aktiviert, meine Hände werden feucht. Die Reaktion meines Körpers schreit Scham statt Erregung. Das Hirn schaltet auf Angst statt Neugier. Und doch ist da irgendetwas in mir, das sich heute an diesem besonderen Tag, der erste volle Tag meines 15. Lebensjahres, dazu entscheidet, auf diesen Seiten zu verharren. Vielleicht ist es ein Gefühl von Pflichtbewusstsein, weil ich jetzt kein Kind mehr bin und mich früher oder später mit »Erwachsenenthemen« auseinandersetzen muss. Wer auf ICQ unbekannten Jungs ein »HDL« und »NWLY« schicken kann, kann sich ja wohl damit auseinandersetzen, was man da zwischen den Beinen hat, woraus seit einem Jahr nicht nur Pipi, sondern auch andere Flüssigkeiten kommen.

Zwei nackte Körper posieren vor meinen Augen, die ich leicht geschlossen halte, um mich vor dem Anblick etwas zu schützen. Was ich nicht sehe, passiert nicht und kann mich im Umkehrschluss auch nicht sehen. Ich fühle mich so, als wär meine Isomatte ein Strandhandtuch und das Zelt der FKK-Strandabschnitt.

Ich lese die Überschrift: »Die Klitoris (Kitzler): Wo sie ist

und was sie mag!« Ich muss beim Wort »Kitzler« direkt ein bisschen kichern. Bin ich da wohl genauso kitzlig wie unter den Armen und Füßen? Ich könnte es ausprobieren, aber dafür müsste ich mir das erst mal genauer anschauen. Ich schlage die Zeitschrift zu, weil mir das grad irgendwie zu viel ist.

Ich bin noch nicht alt genug, um zu verstehen, welche Gefühle in mir vorgehen. Ich bin nicht mal alt genug, um zu checken, was Gefühle überhaupt sind. Ich fühle sie nur. Und grade fühle ich Unbehagen und Verantwortung und Angst und ein klitzekleines (oder sollte ich sagen kitzlerkleines) bisschen Neugier.

Ich vergrabe die Bravo unter meiner Matte, als hätte ich etwas Verbotenes gelesen, stecke meinen Kopf aus dem Zelt, um die Lage und meine Umgebung zu scannen. Keine erziehungsberechtigten Personen und Brüder in Aussicht. Ich ziehe den Reißverschluss des Außenzelts ganz runter, dann das Netz des Innenzelts. Wirkt das vielleicht zu verdächtig? Ich öffne das Außenzelt doch wieder für einen kleinen Spalt und verkrieche mich in meiner mittlerweile 80 Grad heißen Höhle. So muss es sich auch in Mamas Bauch angefühlt haben, denke ich kurz. Aber ich schüttel den Gedanken ab, denn wenn ich jetzt nicht die Gunst der Minute nutze, verlässt mich vielleicht der Mut.

Ich ziehe die Bikinihose runter bis zu den Fußknöcheln. Begutachte stolz meine Bikiniabdrücke und wünsche mir im gleichen Moment, dass mein Schritt die gleiche Farbe hat wie der Rest meines gebräunten Körpers. Meine Gedanken schweiften schon wieder ab. Diesmal zu den Vorteilen von FKK.

»Sina! Zurück zur Sache, los! Sonst erfährst du doch nie, wie's da unten aussieht«, denke ich streng. Ich krümme meinen Körper, biege meine Wirbelsäule wie ein Shrimp und werfe einen prüfenden Blick zwischen meine Beine. Ich ziehe vorsichtig auseinander, was sich auseinanderziehen lässt, und bin überrascht von den faltigen rosafarbenen Schichten, unter denen sich weitere faltige Schichten befinden.

Ich gebe mir die größte Mühe, wirklich nur das Nötigste anzufassen. Ich will nichts davon mit meinen Fingern berühren, so als wäre das, was ich da sehe, kein Teil meines eigenen Körpers, sondern als hätte es ein seltsames Eigenleben. Was andere wie eine wunderschöne blühende Blume beschreiben, sieht für mich irgendwie aus wie die Lasagne, die Papa manchmal kocht. Bei dem Vergleich wird mir schlecht und ich schließ meine Beine mit einer Wucht, die meine Oberschenkel klatschen lässt.

Schnell ziehe ich mein Höschen wieder hoch, öffne das Zelt, schnapp mir ein Handtuch und laufe mit schnellstem Schritt über den Campingplatz zum Meer.

Meiner erster »Walk of Shame« und nur Gott war mein Zeuge.

Mit schweren Schritten stapfe ich den Strandabgang 19 runter. Ohne groß nachzudenken, schmeiße ich mein Badetuch in Papas Strandmuschel, renne aufs kalte Wasser zu, schmeiß mich in die Wellen, wasche die Schande und Scham von mir. Neben mir plätschert mein Bruder und er schaut mich verwirrt an, weil er weiß, dass ich mir schon seit Jahren zu schade bin, um im Wasser zu toben. Ich glotze zurück, ziehe die Schultern hoch und motze:

»Was denn?? Der Sand war zu heiß.«

Er sagt nichts und taucht wieder ab. Ich stehe einfach da und fange schon mal an zu verdrängen.

Als ich für das Schreiben dieses Kapitels das Wort »masturbieren« google, wurde mir unter anderem folgende Wortherkunft vorgeschlagen: manu stuprare > sich mit der Hand schänden. Eine fast gegensätzliche Umschreibung für etwas, was wir heute unter Selbstbefriedigung verstehen. Mein 15-jähriges Ich hätte allerdings zustimmend genickt, denn Befriedigung konnte ich in dieser vermeintlichen Schandtat nicht finden. Dabei habe ich mich damals nur angeschaut, nicht mal angefasst. Bloß erkundet, nicht ertastet. Und doch hat ein Blick gereicht, um so ein starkes negatives Gefühl in mir auszulösen.

Schaue ich heute auf meine Laufbahn der Selbstbefriedigung zurück, kann ich die Male, in denen ich masturbiert habe, an vier Händen abzählen (ok, ich übersetze: keine 20-mal). Ich kann bis heute nicht nachvollziehen, nur vermuten, warum die Auseinandersetzung mit meinem eigenen Geschlecht so viel Unbehagen und fast schon Ekel in mir auslöst, aber ich bin mit ziemlich großer Sicherheit nicht die einzige Frau, der es so geht. Damals wusste ich das nicht. Weil ich mir mit meiner besten Freundin zwar ein Glätteisen, Kleiderschrank und manchmal sogar den Rasierer teilte, aber intime Gedanken unterhalb der Gürtellinie waren und blieben im wahrsten Sinne des Wortes unter der Gürtellinie.

Annika (15) – In der Bücherei bei den Teenagerromanen  
Mein Zeigefinger gleitet auf Augenhöhe über die einzelnen Buchrücken. Auf denen, die mich optisch oder vom Titel her ansprechen, verweilt mein Finger. Vereinzelt ziehe ich ein Buch aus seiner Reihe und lese den Klappentext. Lesen ist eines meiner liebsten Hobbys. Vor allem Fantasy und

Teenie-Liebesromane. Ein Genre, um sich aus der eigenen Realität rauszubeamen, und ein Genre, um die eigene Realität zu romantisieren.

Mama und Papa hatten meinen Brüdern und mir schon vorgelesen, als wir noch im Bauch waren. Eine Bekannte meiner Eltern meinte einmal zu Mama, dass Kinder doch eh nichts peilen. Warum also die Mühe?

Ich war immer davon überzeugt (und bin es vielleicht sogar heute noch), dass ein Teil meiner Neugierde daher kommt, dass ich schon ganz früh durch Bücher und Geschichten in andere Welten abtauchen durfte. Erst in ganz unkomplexe Sphären von Conni und Co., später dann in die, die größer und magischer waren, als ich mir je hätte vorstellen können. Ich verschlang jedes Buch von Cornelia Funke, Isabel Abedi und Kerstin Gier. (Warum sind Kinderbuchautorinnen eigentlich so oft Frauen? Liegt es daran, dass sie sich mit der Lebensrealität von Kindern viel mehr befassen als Männer? Egal, anderes Thema.)

Wenn einmal im Jahr J.K. Rowling einen neuen Harry-Potter-Band veröffentlichte, wurde dieser Tag im Hause Prigge zu einem gesetzlichen Feiertag ernannt. Die ersten zwei Bände lasen mir noch meine Brüder Arvid und Nils im Wechsel vor. Bis ich selbst lesen konnte und auf jeden neuen Potter hinfieberte wie auf meinen allerersten Kuss. Nils las am schnellsten und verschanzte sich mit dem neuesten Teil immer für zwei Tage in seinem Kinderzimmer. Tag und Nacht. Dann war Arvid an der Reihe. Und weil ich noch nicht so schnell lesen konnte, war ich in der Nahrungs(lese)kette ganz unten. Ich bekam dann feierlich das durchgerockte, mit Eselsohren und Schokoladenabdrücken versehene Buch